

Blätter für Literatur und bildende Kunst,

herausgegeben von Th. Hell.

64. Sonnabend, am 11. August 1838.

Dresden und Leipzig, in Commission der Arnoldischen Buchhandlung.

Paul de Kock's ausgewählte humoristische Romane. Deutsch bearbeitet von Dr. Heinrich Elsner. Stuttgart und Leipzig, 1837. Verlag von E. F. Rieger & Comp. 8.

Von dieser Ausgabe der vielgelesenen Schriften Paul de Kock's liegt der 5te bis 18te Theil vor uns, worin die vier unten genannten Romane enthalten sind. Soll man mehr Freude oder mehr Bedauern empfinden über die Verbreitung dieser Schriften, deren mehrfache und gehäufte Uebersetzungen dafür sprechen, daß sie auch in Deutschland ein Publikum finden, wie es einem ausländischen Schriftsteller nur selten zu Theil wird? Es ist wahr, daß in Kock's Romanen ein Humor weht der unverwüstlich ist und den deutschen Leser um so mehr anzieht, als er in der vaterländischen Literatur ein seltener und fast vergriffener Artikel ist; daß die Sitten und gesellschaftlichen Zustände des französischen Volkes in gelungenen Genrebildern an uns vorüberschreiten und manchen belehrenden Blick gewähren. Aber es ist auch wahr, daß sich eine tiefe Sittenverderbnis darin spiegelt, die der Autor mit einem reizenden und glänzenden Firnis zu übertünchen strebt. Kock emancipirt das Laster förmlich und giebt ihm in seinen Schilderungen oft einen Nimbus, hinter welchem die Tugend vergessen und reizlos steht, wie eine abgelebte Matrone; Frivolität und Lascivität sind nothwendige Ingredienzen seiner Gemälde und nicht selten überspringt er in lockem Uebermuth nicht allein die Grenze des Schönen, sondern sogar die Grenze des Schicklichen und verliert sich in einem weiten Sumpfe der Gemeinheit, wo er sich mit Vergnügen herumzutummeln scheint. Ich weiß, daß man diese Ausstellungen als die Einwurfe einer engherzigen und veralteten Moral oft verworfen, öfter noch lächerlich gemacht hat; daß man einen andern Standpunkt gesucht und gefunden hat, von welchem aus die Schriften des Verfassers betrachtet und beurtheilt werden müssen. Aber das ändert die Sache nicht. Welcher Verehrer Paul de Kock's, wenn er Sinn für reine Weiblichkeit hat, würde es wagen seiner Gattin, Braut oder Schwester, die Romane dieses Schriftstellers in die Hand zu geben. Und ist eine Unterhaltungsllectüre nicht verwerflich, die einer vollen Hälfte der Lesewelt unzugänglich seyn muß? — Ueber Paul

de Kock's schriftstellerische Eigenthümlichkeiten können wir hier flüchtig hingehen, da dieselben bei frühern Besprechungen seiner Romane bereits genügend bezeichnet wurden. Sein leichter, pikanter, kurz abgestoßener Styl leidet nicht selten an Härten und ermüdet trotz seiner Gedrängtheit, weil bei aller Beweglichkeit zu wenig Wechsel und Farbe darin ist. — Seine Charaktere sind meist Stereotypen, die sich in jedem Romane wiederfinden; ein leichtsinniger Bursche, der sich am Ende so weit bessert, daß er eben in der gesitteten Welt leben kann; einige lockere Dirnen; eine tugendhafte Braut; ein alter Vater oder Onkel, der in voller Gutmüthigkeit seinen Geldkasten öffnet, etwas poltert und zuletzt für das Auskommen des Helden sorgt; und einige bornirte Ehemänner die geprellt werden — das sind die Figuren, die in jedem Gemälde wiederkehren. In stofflicher Beziehung sind die Romane gewöhnlich ziemlich arm, aber der Autor weiß mit besonderer Virtuosität immer neue und fecke Situationen zu erfinden, die den Leser anziehen und fesseln und die Unbedeutenheit der Mittel verbergen. An scharfen und richtigen Urtheilen und tiefen Blicken in das Leben, sind diese Schriften reich, aber sie klingen oft wie Hohn und Satyre, wenn die Thatfachen, die der Autor uns vorführt, so laut und schreiend gegen seine Aussprüche anrennen. Paul de Kock ist der Schriftsteller der gesellschaftlichen Dissonanzen, die mit ihrem Miston das Glück der Völker und der Familien stören; aber es fehlt ihm der Wille und die Kraft, diese gellenden Töne aufzulösen und sie in eine befriedigende Harmonie zu verwandeln.

Die einzelnen Romane der vorliegenden Bände sind folgende:

Gustav, oder: Der Bruder Eiederlich. 3 Theile.

Ein Roman, der wenigstens im Anfange so voller Unzucht und Lascivität ist, daß man die berühmtesten Werke Casanova's ein Erbauungsbuch dagegen nennen kann. Nachdem der Held eine geraume Zeitlang Frauen und Mädchen verführt, sich mit lockern Dirnen herumgetrieben und alle erdenkliche Tollheiten ausgeführt hat, deren ein lockerer Zeisig fähig ist, reißt er in die Welt, wird halb und halb solid, kehrt zurück und heirathet ein

von ihm verführtes Bauermädchen, Suzon, die indessen durch die Sorgfalt von Gustav's Vater sich zur Dame herangebildet hat und ihm eine Tochter, die Frucht fröhlicher Sünden, entgegen führt.

Das weiße Haus. 5 Theile.

Ist bereits unter dem Titel „das graue Haus“ aus frühern Uebersetzungen bekannt und wurde erst jüngst von Nestroy zu der Posse „Glück, Mißbrauch und Rückkehr“ oder „das Geheimniß des grauen Hauses“ benützt. Auch hier fehlt es nicht an frivolen und leichtfertigen Scenen; doch hat dieser Roman einigermaßen eine höhere Tendenz. Idee und Ausführung bieten nichts Neues, denn daß ein Leichtsinniger mit Glücksgütern beschenkt wird, diese vergeudet, in Armuth geräth und nach manchen Leiden und Kummernissen aus den Trümmern seiner Lebensaussichten sich ein kärgliches Glück erbaut, das ist sehr oft dagesewen und nur die eigenthümliche Darstellungsart des Verfassers kann dem verbrauchten Stoffe einigen Reiz verleihen.

Ein guter Kerl. 4 Theile.

Früher von Peuker unter dem Titel „der Leichtsinige“ übersetzt und von uns in Nr. 21 (März 1837) dieser Blätter besprochen. Unter den vorliegenden Romanen unstreitig der Beste; er hält sich wenigstens in den Schranken des Anstandes und stellt in Carl Darville und Emil Mongerard zwei Charaktere auf, die von den obenbezeichneten Stereotypen abweichen und als Figuren aus dem wirklichen Leben nicht ohne Interesse sind. Nebenbei fesselt dieser Roman auch durch das Bild der Dulderin Leonie und ihres stummen Anbeters Justin. Manche rührende, herzergreifende Scene wechselt hier mit den Lebens-Skizzen aus den Pariser Wirthshäusern von den ersten und nobelsten bis zu den letzten der Kourtille herab. Daß bei diesen Genrebildern die Scene gewöhnlich mit einer Prügelei endet, bei welcher die Helden theilhaftig sind, darf den Leser nicht stören und straft die Behauptung, der Roman halte sich in den Schranken des Anstandes, keineswegs Lügen; denn über solche Lappalien muß man sich bei de Rocc ein für allemal hinwegsetzen. Dieser Roman ist der einzige, den eine Dame allenfalls lesen kann.

Das Kind meiner Frau. 2 Theile.

Sehr nahe verwandt mit dem „Bruder Lieberlich“; dieselben Scenen, Situationen und scandalösen Geschichten; denselben Fortgang und dasselbe Ziel. Nur ist hier die Sache in sofern schlimmer, als die Unzucht wie ein Deus ex machina eintritt in den Gang der Begebenheiten und ein Ende herbeiführt. Denn eine Blutschande,

die der Leser gleichsam vor seinen Augen begehen sieht, wird dadurch aufgehoben, daß zuletzt das eine wie das andere Kind von einem Andern herrührt als dem, der als Vater gilt.

Dr. Elsner hat weniger fließend übersetzt, als andere Bearbeiter Paul de Rocc's; aber er hat sich mehr an das Wörtliche gehalten und es mit seltener Treue wiedergegeben. Die Ausstattung ist dürftig und die Correctur wurde sehr nachlässig besorgt.

Robert Blum.

Wanderungen in Italien von C. Fenimore Cooper. Nach dem Englischen von Dr. F. Stegger. 2 Theile. Braunschweig, bei G. Westermann. 1838.

Seitdem durch Bervielfältigung und Erleichterung der Reifemittel eine Reise nach Italien, die noch vor dreißig Jahren als ein bedeutendes Unternehmen galt und zu welcher Vorkehrungen getroffen wurden, wie man solche etwa heute zu einer vorhabenden Weltumseglung treffen würde, als eine Spazierfahrt gilt, mit einem Worte, seitdem nicht mehr von Reisen sondern nur von Ausflügen nach Italien die Rede ist, haben die Beschreibungen derselben, wenn solche nicht zu rein wissenschaftlichen Zwecken unternommen wurden, sehr an Interesse verloren. Hat der Reisende solche nicht sehr zur Unzeit gemacht, nicht überaus ungeschickt dabei gebahrt, sind ihm nicht besondere Calamitäten auf dem „Ausfluge“ — wäre es auch nur ein überschwengliches Ungezieferelend — zugestoßen, beschreibt er dieß nicht so humoristisch, daß über die Darstellung, oder so jämmerlich, daß über ihn selbst gelacht wird, so will Niemand etwas von einer Reise nach Italien wissen. Selbst die Beschreibung eines „Durchflugs“ durch unser altes Deutschland, ist bei einer gewissen Leserkategorie noch beliebter. Welch' eine Menge höchst interessanter Dinge giebt es aber auch da zu vernehmen! In A hat ein „getanzter Genz“ mit seinen „welthistorischen“ Weinen das ganze Publikum in Enthusiasmus versetzt, in B hat der „unübertreffliche Nimm“ Schreivogel das „Unglaubliche geleistet“, in C hat der „geistreiche“ N. N. in „kräftiger Ruhe“, ohne den Mund aufzuthun, bei dem ihm zu Ehren gegebenen Diner dagesessen, und erst späterhin drucken lassen, daß den Festgebern der Thaler pro Kouvert gereuet; lauter Mittheilungen vom höchsten Werth. Was läßt sich aber aus Italien Neues berichten? Alles ist noch beim Alten, und nicht bloß die Peterskirche, das Capitol, die Ruinen, sondern noch manches Andere befindet sich auf dem alten

Flecke, und nicht nur die Thürme von Pisa und Bologna, sondern auch viele andre Dinge sind schief. — Wir schweigen daher über das was Cooper — außer ihm eine große Menge der Leser dieses Blattes — gesehen, sondern führen lieber an, was er, der Amerikaner, hin und wieder gedacht. Indem er des Großherzogs von Toskana mit großem Lobe erwähnt, sagt Cooper: „Bei allem meinem Verkehr mit Fürsten und Aristokraten entdeckte ich bei den ersteren immer eine größere Liberalität, eine größere Nachgiebigkeit gegen die Institutionen eines fremden Landes, und weniger theoretischen Eifer zu Gunsten von Systemen, eine mehr geläuterte Philosophie und weniger Selbstsucht als bei den letztern; hier von den Aristokraten als Corporation und ohne Rücksicht auf einige glänzende Ausnahmen gesprochen. Was die Höflichkeit und den Mangel an Dünkel betrifft, so ist vermöge eines Gesetzes der Natur der Vortheil immer auf Seiten der Fürsten. Je höher der Mensch über Mitbewerbung und Eifersucht steht, desto reiner wird der Geist der Humanität und Liebe in ihm.“ Man sieht, Cooper achtet die Fürsten, liebt aber nicht die Aristokratie der Geburt; die des Geldes aber liebt er noch viel weniger. Indem er von Newyork spricht, läßt er sich folgendermaßen vernehmen: „Die große Handelsstadt des Westens besteht aus einer Vereinigung von Abentheurern, die aus allen vier Welttheilen zusammenströmten, die alle Anhänglichkeit an den Geburtsort, jedes Gefühl von Nationalität von sich werfen, die keine Traditionen kennen, als jene, welche von den glücklichen Speculationen des Tages sprechen, die sich um keine Größe kümmern, jene ausgenommen, die sich auf wohlgefüllte Speicher stützt. Die New-Yorker erheben sich über das gemeine Treiben nie so hoch, daß sie Gefühlen, die sich nicht auf Gewinn und Handel beziehen, auch nur im Geringssten zugänglich wären. Dollars, Dollars, Dollars, Dollars; Dividenden, Dividenden, Dividenden!“ — So gut Cooper sein Vaterland und dessen Bewohner kennt, so sonderbare Vorstellungen bildet er sich manchmal von den europäischen Ansichten. Mehrmals macht er sich z. B. darüber lustig, daß die Meinung, die Amerikaner wären von schwarzer Hautfarbe, in Europa eine ziemlich allgemein verbreitete sey. So etwas Einfältiges ist wohl noch Niemanden in den Sinn gekommen. Mit seiner Kenntniß der Geschichte europäischer Länder steht es gleichfalls nicht viel besser. Hin und wieder theilt er eine gute Frescoanecdote aus Italien mit. So berathschlagten einst die neapolitanischen Generale in Gegenwart des alten, guten Königs Ferdinand über eine neue Uniform der Truppen, als der Monarch, den die Debatten langweilten, ausrief: Ah Signori, zieht die Kerls an wie Ihr

wollt, sie laufen doch davon! — Druck und Papier sind sehr gut.

C. v. Wachsmann.

Zeitschriften-Musterung.

XLI.

Ernst von Feuchtersleben Resultate in Nr. 145 des

Morgenblattes

sind aus der Erfahrung geschöpft, und verdienen Beherzigung. Die Gedichte von Julius Kraus in Nr. 146 überschreiten das Gewöhnliche nicht, dagegen Ludwig Seeger's Villeggiatura in Nr. 150 ungemein malerisch ist. Nr. 147 flg. gibt W. von Chezy sein viertes von den zwölf neuen Stücklein zum Besten. Ueber Dresden Nr. 148 flg. manches nicht Ungeeignete.

Feldmanns Bilder aus Griechenland werden in Band II. Lief. 13 der

Europa

mit zwei Tagen in Epidaurus fortgesetzt. Voltaire und Lekain ist ein guter Beitrag zur Kenntniß beider. Das Notturmo von Siegmund Schott, die Blumengeister, giebt eine angenehme Spielerei. Ruhiger wird im Feuilleton Wienbarg's Helgoland besprochen, als wir's in andern Zeitschriften fanden, wo ihm eine Zeit-Tendenz zugeschrieben wurde. Auch die Würdigung von Pauli's Gastspielen zu Stuttgart ist gründlich.

Im

Kometen Nr. 131

gibt Dr. Franz Cellarius eine einleitende Skizze zu einer größern Erzählung, Dichtung und Wahrheit aus meinem Leben. Erlenström endet seine humoristische Erzählung, die reiche Frau und die lachenden Erben, in Nr. 136, wo er uns noch Nr. 135 eine feine Reihe Schimpfworte zum Besten giebt. Die Art, wie der Pesther Correspondent Chawnik Nr. 134 flg. den braven Ph. Weil mit seinem wohlgemeinten Album behandelt, ist unwürdig, und diese Injurien hätten vom Redacteur nicht abgedruckt werden sollen.

Die Figuristischen Fresken von Viet. Lenz in Nr. 103 flg. des

Gesellschafters

werden den zahlreichen Freunden dieses Schriftstellers willkommen seyn. Adalbert von Chamisso erklärt sich in Nr. 104 über Freiligraths Gedichtsammlung. Ein sehr ernst eingreifender Aufsatz ist der von Thranborff Nr. 105 flg. über Protestantismus und Katholicismus in unsrer Zeit. Kletke giebt

eben daselbst ein neues, östreichisches, allerliebste Volksmährchen, die Gänsehüterin. Ueber Selma, die jüdische Hellscherin, spricht Rebenstein in Nr. 106 flg. und der aufrichtige Hitzig giebt im Bemerkler Nr. 4 den Zeitschriftenredactoren wieder gar manches zur Prüfung und Beherzigung.

Die treffliche Erzählung: der Kolbenring und das erste Flintenschloß, welche uns in die Zeit und Nähe von Meister Dürer und seinen Umgebungen führt, ist, wie sich an deren Schlusse in Nr. 78 der

Wiener Zeitschrift von Witthauer

zeigt, von Mathilde Feldern-Rolf. In Nr. 76 spricht Joseph Preleuthner über das Lithographiewerk: Christliches Kunststreben in der österreichischen Monarchie. Hammer-Purgstall spricht goldne Worte, aber nur zu wenige Nr. 79 über das Wissenschaftliche Streben in Constantinopel. Das Genrebild aus Island von Karl Böhm, der Bischof von Galum, Nr. 80 flg. berührt jedenfalls einen sehr anziehenden und noch fast jungfräulichen Boden.

Cohnfeld beginnt in Nr. 141 der

Rosen

eine Novelle, Zingarotti überschrieben. Das Bruchstück aus Ferdinand Stolle's neuestem Roman, Elba und Waterloo, die Schlacht von Paris Nr. 142 flg. läßt ein schätzbares Seitenstück zu dessen „1813“ erwarten.

Die Kriegsscenen 1806 in Weimar schildern die Briefe, welche damals die nun verewigte Johanna Schopenhauer an ihren Sohn schrieb, und die jetzt aus deren Nachlaß in Nr. 127—131 der

Zeitung für die elegante Welt

mitgetheilt werden. Man hört die Treffliche immer gern sprechen, und am liebsten, wo sie so wie hier ohne Anspruch sich mittheilt. Gegen Fr. Dieß ergeht in Nr. 131 ein schweres Gericht.

Nr. 99—106 des

Humoristen von Saphir

empfiehlt sich durch mehrere Aufsätze des Herausgebers, besonders aber durch den Anfang seiner Blätter aus meinem Reise-Feuilleton nach Pesth. Es herrscht die heiterste Mannichfaltigkeit und der lebendigste Humor darin. Um so weniger können wir wieder mit seinem neuerfundenen Pränumerations-Instrumente Nr. 101 und seinen, gleichen Zweck verfolgenden Variationen Nr. 102 zufrieden seyn. Der gern gelesene Herausgeber braucht zu solchen Hülfsmitteln durchaus nicht seine Zuflucht zu nehmen. Franz Dingelstedts ansprechende Reisenovelle endet Nr. 102.

Von dem

Wiener Telegraphen

nehmen wir mit Nr. 78 Abschied, da diese Zeitschrift zu erscheinen aufhört.

Th. Hell.

B e r i c h t i g u n g .

Indem ich meinen Dank abstatte über einen für mich schmeichelhaften Irrthum, welcher in der Recension von Th. Mundts Freihafen in Nr. 7 dieser Literaturblätter, als den Verfasser der Correspondenz aus Muskau L. Schefers nennt, kann ich aus guten Gründen doch nicht umhin, auf Berichtigung dieses Irrthums anzutragen. So unbedeutend auch jener Aufsatz seyn mag, so würde er, wenn er für ein Werk Schefers gälte, doch auf diesen nothwendig das ziemlich ungünstige Licht eines, wenn auch nur verdienten, bewundernden Lobes, von seiner eigenen Hand werfen. Dieß bewegt mich, in Rücksicht auf den verehrten Mann, zu der Erklärung, daß keinesweges Er, sondern nur meine Benigheit, jenen Aufsatz verfaßt hat. Ich wünsche diese Berichtigung um so mehr, als es neulich einem Recensenten in dem Berliner Gesellschafter gefallen hat, auf diesen Bericht, als auf ein „freches, beschmuzendes Eindringen in die Persönlichkeit geistreicher Männer“ sich zu beziehen, obwohl ich übrigens natürlich gegen diese Bemerkung ganz die nicht beachtende Ruhe beobachte, welche mir von dem Manne — über welchen ich berichtete — selbst, vielfach angerathen worden ist. — Dieß zur Nachricht!

v. Er.

D r u c k f e h l e r .

Nr. 49 dieser Blätter Seite 237, Spalte 2, Zeile 3 von oben, ist statt: Würdigung — Würde zu lesen.